

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

Nr. 117

herausgegeben von
Friedrich W. Busch und Hermann Havekost

In der Reihe *Oldenburger Universitätsreden* werden unveröffentlichte Vorträge und kürzere wissenschaftliche Abhandlungen Oldenburger Wissenschaftler und Gäste der Universität sowie Reden und Ansprachen, die aus aktuellem Anlaß gehalten werden, publiziert.

Die *Oldenburger Universitätsreden* werden seit 1986 herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich W. Busch, Institut für Erziehungswissenschaft 1, und Ltd. Bibliotheksdirektor Hermann Havekost, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität.

Die Veröffentlichungen stellen keine Meinungsäußerung der Universität Oldenburg dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die jeweiligen Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

Anschriften der Herausgeber:

Prof. Dr. Friedrich W. Busch
Institut
für Erziehungswissenschaft 1
Postfach 25 03
26111 Oldenburg
Telefon: 0441/798-4909
Telefax: 0441/798-2325
e-mail:
fwbusch@hrz1.uni-oldenburg.de

Ltd. Bibl. Dir. Hermann Havekost
Bibliotheks- und Informationssystem
der Universität Oldenburg
Postfach 25 41
26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-4000
Telefax: 0441/798-4040
e-mail:
havekost@bis1.uni-oldenburg.de

Redaktionsanschrift:

Oldenburger Universitätsreden
Bibliotheks- und Informationssystem
der Universität Oldenburg
z.H. Frau Barbara Šíp
Postfach 25 41
26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-2261
Telefax: 0441/798-4040
e-mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

Freundschaft mit Narben

Joist Grolle
Ehrendoktor
der Carl von Ossietzky Universität

Mit Beiträgen von
Joist Grolle
Jost von Maydell
Wolf-Dieter Scholz

1999

Inhalt

<i>Vorwort</i>	5
<i>Wolf-Dieter Scholz</i> Bildungs- und professionspolitische Sorgen der Pädagogik	7
<i>Jost von Maydell</i> Laudatio auf den Ehrendoktor Joist Grolle	17
<i>Joist Grolle</i> "Translatio Oldenburgensis"	27
<i>Die Autoren</i>	43

VORWORT

Der Fachbereich 1 Pädagogik hat dem Hamburger Bildungspolitiker und Historiker Professor Dr. Joist Grolle die Würde eines Ehrendoktors verliehen. Dies geschah am 12. Mai 1999 im Rahmen einer Feierstunde, die der Fachbereich innerhalb der Veranstaltungen aus Anlaß des 25-jährigen Bestehens der Carl von Ossietzky Universität ausrichtete.

Joist Grolle, der bis zu seinem Wechsel 1970 in die Politik Professor für Geschichte und ihre Didaktik in Oldenburg war, wurde vom Fachbereich 1 Pädagogik für sein Wirken in der Wissenschaft sowie in der Bildungs- und Kulturpolitik geehrt. Dieses Wirken, so Dekan Scholz in seiner hochschulpolitisch ausgerichteten Eröffnung der Feierstunde, sei bestimmt worden von einer Bildungsidee, die sich an den Gedanken der Aufklärung und an der Entfaltung des Individuums orientiert. Grolles Vorstellungen von Bildung, Erziehung, Pädagogik und Schule stünden in enger Beziehung zu einer empirisch wie historisch und vergleichend ausgerichteten Bildungsforschung, wie sie seit nunmehr fünfundzwanzig Jahren im Fachbereich in Lehre und Forschung betrieben werde. Dies sei auch der Grund dafür, daß der Historiker Grolle durch einen pädagogischen Fachbereich geehrt würde. Mit Joist Grolle werde aber zugleich auch eine streitbare Person ausgezeichnet, die glaubwürdig durch das Medium der Sprache – das gesprochene wie das geschriebene Wort – in Schule, Hochschule und Öffentlichkeit gewirkt hat. Grolles öffentliche Stellungnahmen und wissenschaftliche Studien verbinden sich zu einer politischen Didaktik der Aufklärung, in der Geschichtsbewußtsein, humanistische Orientierung und rechtsstaatliche Liberalität die wichtigsten bildungstheoretischen Maximen darstellen.

In der ihm eigenen Art – diese stellt Jost von Maydell in seiner Laudatio auf den Ehrendoktor dar – bedankte sich Joist Grolle in seiner Ansprache, der wir den Titel „Translatio Oldenburgensis“ gaben. An drei Fallgeschichten – die Beziehungen zwischen Hamburg und Oldenburg betreffend – verdeutlicht Grolle, daß „das Deutungsmuster Metropole – Provinz“ nicht trägt, eigentlich nie getragen hat. Der Bildhauer Ludwig Münstermann, der Architekt Peter Behrens und der Maler Franz Radziwill stehen exemplarisch für Grolles Versuch, Vorurteilen nicht nur abzuschwören, sondern ihnen auf den Grund zugehen, sie mit der geschichtlichen Wirklichkeit zu konfrontieren.

Oldenburg, im September 1999

Friedrich W. Busch

WOLF-DIETER SCHOLZ

Bildungs- und professionspolitische Sorgen der Pädagogik

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
verehrter Herr Präsident,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Studierende,
lieber Herr Grolle!

Ich habe die große Freude und Ehre, Sie zu unserer heutigen akademischen Feier als Dekan des Fachbereiches 1 Pädagogik zu begrüßen. Ich begrüße auch mit Freude das „Kleine Salonorchester“, das unsere Feier mit beschwingter Musik umrahmen wird.

Der Anlaß, der uns zusammengeführt hat, ist ein sehr erfreulicher, und er ist auch in einer Universität kein ganz alltäglicher. Heute wird der Fachbereich 1 Professor Dr. Joist Grolle die Ehrendoktorwürde verleihen. Nach Dr. Wolfgang Schultze und Professor Dr. Paulo Freire ist Joist Grolle die dritte Person in der Geschichte unseres Fachbereiches, die für besondere Verdienste auf dem Gebiet der Bildung und Erziehung so geehrt wird.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, wir haben heute ein großes Ereignis im Rahmen eines noch größeren Ereignisses zu feiern. Die Carl von Ossietzky Universität Oldenburg ist in diesen Tagen 25 Jahre alt geworden. Sie feiert diesen Geburtstag, wie ich finde, in einer sehr schönen und würdigen Form. Es mag nun bei Ihnen der Eindruck entstanden sein, daß der Fachbereich 1 die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Joist Grolle so geplant hat, daß beide Ereignisse fast auf den Punkt

genau zusammenfallen. Ich gestehe es ganz offen ein: Geplant war das so ursprünglich nicht. Wir sind dennoch froh, daß diese beiden Ereignisse zeitlich zusammentreffen, weil damit auch ein politisch-symbolischer Zusammenhang erkennbar wird, der das wissenschaftliche und politische Wirken Joist Grolles betrifft. Dieser gehörte als Professor für Geschichte und ihre Didaktik gleichsam zum personellen Grundbestand der neuen Universität Oldenburg, er hat als Bildungspolitiker in Niedersachsen mit dazu beigetragen, der neu gegründeten Universität Oldenburg den Weg in eine erfolgreiche Zukunft zu ebnet und damit die infrastrukturelle Benachteiligung der Nord-West-Region zu verringern. Vielleicht ist es ja eine Art List der Vernunft, daß seine Ehrung mit dem Geburtstag seiner ehemaligen Universität zusammenfällt.

*

Über die Bedeutung unserer Universität ist in diesen Tagen und Wochen viel und wichtiges gesagt worden. Die Carl von Ossietzky Universität ist heute weder aus dem Spektrum der deutschen Universitäten wegzudenken, geschweige denn könnte unsere Nord-West-Region auf sie verzichten. Ihre wissenschaftliche Reputation ist für eine junge Universität beachtlich, ihre Integration in die Region ist geglückt, ihre wirtschaftliche Bedeutung unbestritten.

Über den neuen Ehrendoktor Grolle wird unser Kollege Jost von Maydell als Laudator sprechen. Deshalb möchte *ich* die Gelegenheit nutzen, Sie nicht nur herzlich zu begrüßen, sondern auch einige Anmerkungen zu Problemen zu machen, die uns in der Pädagogik bildungs- und professionspolitisch Sorge machen und die unsere Arbeitsbedingungen nachdrücklich berühren.

Ich spreche damit zunächst einige Aspekte an, die sich auf die Dynamik und die Folgen der Bildungsexpansion seit der Zeit beziehen, in der Joist Grolle seine bildungspolitische Arbeit begann und seit der *cum grano salis* die Universität Oldenburg

besteht. Es ist dies ein Zeitabschnitt, den viele von uns als mitwirkende Zeitzeugen erlebt haben.

Das heutige Ausmaß der Entwicklung in der Beteiligung an mittleren und höheren Bildungsabschlüssen mußte den meisten von uns in den 60er Jahren noch wie eine bildungspolitische Vision erscheinen. Was wir in den vergangenen drei Jahrzehnten erlebt haben, können wir zu Recht als Bildungsexpansion bezeichnen. Ihr sinnfälligster (und zugleich offenkundig problematischer werdender) Ausdruck ist das Anwachsen der relativen und absoluten Zahlen in den Gymnasien und Universitäten. Mehr als 40 % eines Altersjahrgangs besuchen das Gymnasium, die meisten davon werden es mit dem höchsten Abschluß beenden und auf die Hochschulen wechseln. Etwa jede/r Dritte eines Altersjahrgangs studiert heute an einer Fachhochschule oder an einer wissenschaftlichen Hochschule. In absoluten Zahlen sind das zur Zeit ca. 1,8 bis 1,9 Millionen junge Menschen. Diese Entwicklung ist fundamental. Sie ist zugleich Ausdruck einer gesellschaftlichen Grundströmung, und sie ist meiner festen Überzeugung nach auch nicht umkehrbar. Der Weg der modernen Gesellschaften führt wegen ihrer immanenten Bedingungen und Bedürfnisse nur über ein stetes Anwachsen anspruchsvoller Qualifikationen. Diese Entwicklung ist nicht ohne Probleme für unsere Gesellschaft geblieben. Sie hat zu neuen bildungspolitischen Überlegungen und Entscheidungen geführt, die uns auch als Universitäten betreffen und uns zu Neubestimmungen unserer Situation zwingen.

Es liegt auf der Hand, daß die expansive Entwicklung im Bildungssystem unseres Landes mit neuen Herausforderungen, auch mit Friktionen verbunden ist. Dabei beunruhigt mich der Gedanke, daß sich unsere Gesellschaft immer weniger ihrer großen Leistung (selbst-)bewußt ist, daß mit der Expansion der Bildung ein Humankapital erzielt worden ist, ohne das unsere technologische, wirtschaftliche, kulturelle und demokratisch-republikanische Entwicklung nicht denkbar wäre. György Dalos

hat in seiner bemerkenswerten Festrede zum 25. Jubiläum unserer Universität davon gesprochen, daß der Staat den Eindruck mache, als zöge er sich allmählich aus dem kulturellen Bereich zurück, als beschränke er seine Präsenz auf das Allernotwendigste und betrachte zunehmend die Finanzierung der kulturellen Institutionen (einschließlich der Hochschulen) als eine Art von Alimentenzahlung, „die ein unglückseliger Vater an einen Schwarm von Kindern aus einer verkrachten Ehe mit zunehmender Unlust entrichtet“.¹ Ich habe den Eindruck, daß es solche Tendenzen tatsächlich auch in unserem Land gibt und sich der Staat aus seiner Verpflichtung den Hochschulen gegenüber vorrangig aus finanzpolitischen Nöten heraus immer stärker entziehen möchte.

Nun gibt es keinen Zweifel daran, daß eine asynchrone Entwicklung von Wirtschaft, Beschäftigungssystem und Bildungsexpansion zu neuen Problemlagen führt. In Zeiten wirtschaftlicher Krisen und Umstrukturierungen kann der durch die Bildungsexpansion vermehrt ausgelöste „Aufstiegsdruck“ von einem schrumpfenden Arbeitsmarkt nicht mehr aufgefangen werden. „Es stauen sich lange Schlangen von Bewerbern, die alle über eine formal gleiche Berechtigung verfügen“.² Die Auswirkungen sind paradox: Je mehr junge Menschen aus allen Sozialschichten an der Bildungsexpansion teilnehmen, desto mehr verschlechtern sich ihre „kollektiven Aufstiegschancen“.³ Ein Ausweg aus diesem Dilemma scheint die Differenzierung des Hochschulwesens in einen Elite- und einen Massensektor zu sein. Windolf hat m.E. zu Recht darauf hinge-

1 György Dalos: Universität, Kultur und Menschenrechte. Oldenburger Universitätsreden, Nr. 115, Oldenburg 1999, S. 17.

2 Paul Windolf: Brauchen wir Eliteuniversitäten? Ein Beitrag zur institutionellen und sozialen Differenzierung des Hochschulwesens. In: Zeitschrift für Soziologie und Sozialisation, 6.Jg. (1986), Heft 2, S. 239-263; hier S. 246.

3 Ebd. S. 245.

wiesen, daß auf diese Weise die Hochschulen *formal* zwar offen gehalten, die inflationären Wirkungen der Bildungsexpansion gleichwohl abgebremst werden können. „Die Diplome des Elitesektors (zumeist in privater Trägerschaft) entwerten die Bildungszertifikate des Massensektors (zumeist in staatlicher Trägerschaft)“⁴.

Wir wissen aus den Entwicklungen in den USA, aber auch in Frankreich und Japan, daß deren Hochschulsektor eine hochselektive Ausdifferenzierung hat. Dort steht auf der einen Seite eine kleine Anzahl sehr leistungsfähiger Universitäten. Diese haben eine hervorragende Infrastrukturausstattung für Forschung und Lehre und können sich ihr Personal und ihre Studierenden nach Geld und Leistung aussuchen. Wer solche „guten Universitäten“ zu recht lobt und auch für uns für wünschenswert hält, muß wissen und auch sagen, daß es diese nicht zum gesellschaftlichen Nulltarif gibt. Solchen Eliteuniversitäten korrespondiert nämlich – notwendig in der Logik dieses Systems – ein *Kordon Sanitaire* von Universitäten, deren Sach- und Finanzausstattung schlechter, deren Kapazitäten und Leistungen in Forschung und Lehre allenfalls nur punktuell dem Kriterium der „excellence“ entsprechen können und deren Attraktivität für eine zahlungskräftige und zahlungsbereite Nachfrageseite nur gering ist. Diese Differenzierung in einen Eliten- und Massensektor ist im übrigen nicht nur ein Strukturproblem der Universitäten, sondern berührt in diesem Bildungssystem der „kommunizierenden Röhren“ auch den Sekundarbereich: Ein selektives Schulsystem entlastet nämlich die Universitäten von Eingangsselektion und umgekehrt.

Auch wenn wir in Deutschland noch weit von einem Elitesektor entfernt sind wie ihn etwa die USA mit der „Ivy-League“, Frankreich mit seinen „Grandes Ecoles“ und Japan mit seinen „kaiserlichen Universitäten“ hat, die Diskussion über die Not-

4 Ebd. S. 240; Hinzufügungen: W.-D. Scholz.

wendigkeit der Gründung privater Elitehochschulen wird auch bei uns drängender. Wir müssen vor diesem Hintergrund sehr genau prüfen, welche offenen und verdeckten Absichten und Folgen diese und andere derzeitige Diskussionen haben. Das gilt m.E. auch für die Schaffung neuer international orientierter Studienabschlüsse wie BA und MA. Das gilt für die Modularisierung der Studiengänge, die Verpunktung von Studienleistungen, die Mittelzuweisung durch Leistungsindikatoren und für die Tendenz zur Entstaatlichung der Hochschulen. Es ist wichtig, daß wir nicht eines Tages vor den Ergebnissen *unge wollter* Entwicklungen stehen.

Ich möchte meine Ausführungen nun nicht so verstanden wissen, als sei ich gegen eine Verstärkung einer kontrollierten Leistungs- und Konkurrenzsituation unserer Hochschulen. Ich plädiere sehr dafür, diese nicht nur als wissenschaftliche Inseln der Glückseligkeit gegen Veränderungsdruck abzuschotten, sondern ihren Dienstleistungscharakter gegenüber der Gesellschaft zu betonen. Ich bin auch durchaus dem Gedanken einer stärker betriebswirtschaftlichen Ausrichtung in der Profilierung und Haushaltsführung gegenüber positiv eingestellt. Ich möchte nur vermeiden, daß sich eines Tages selbst die *Fiktion* der Idee der Humboldtschen Universität gänzlich aufgelöst hat und wir eine Polarisierung auch unseres deutschen Hochschulwesens in überwiegend privat organisierte Eliteuniversitäten einerseits und staatliche Massenuniversitäten andererseits bekommen.

*

Lassen Sie mich auch noch einige Anmerkungen zur aktuellen Situation im „Mikrokosmos“ unseres Fachbereiches machen, damit der Kollege Grolle weiß, auf welchen Fachbereich er sich mit der Annahme der Ehrendoktorwürde eingelassen hat. Wir befinden uns mit unserer Ausstattung für Lehr- und Forschungsaufgaben in einer wirklichen Notsituation. Der Fachbereich 1 Pädagogik steht vor dem großen Problem, einen gangbaren Weg zu finden, um einerseits die verpflichtenden

kapazitären Anforderungen für die Lehramtsstudiengänge zu erfüllen und andererseits der Notwendigkeit Rechnung zu tragen, die eigenständigen pädagogischen Studiengänge mit den Abschlüssen Diplom und Magister durch ein ausreichendes Angebot zu sichern. (Diese Studiengänge gehören übrigens auf der Nachfrageseite zu den sehr attraktiven Studiengängen an unserer Universität.) Von Semester zu Semester ringen wir gemeinsam in den drei Instituten, in der Fachbereichsstudienkommission und im Fachbereichsrat um die Sicherstellung eines quantitativ und qualitativ ausreichenden Angebotes an Lehrveranstaltungen. Wir stehen dabei vor einer Schwierigkeit, die uns zunehmend beunruhigt. Die Lehrerbildung an unserer Hochschule ist, wie auch jetzt wieder der niedersächsische Wissenschaftsminister Oppermann ausdrücklich hervor gehoben hat, ein wichtiges Standbein der Universität Oldenburg und – so ergänze ich – ein *identitätsstiftendes* Moment unseres *pädagogischen* Fachbereiches. Ihr hoher qualitativer Anspruch darf in keinem Fall eingeschränkt werden. Da die Zulassungszahlen für die Lehramter gesamtuniversitär gesteuert werden, der Fachbereich aber für jeden Lehramtsstudierenden eine kapazitätsrechtliche Verpflichtung zu erfüllen hat, muß ein so hoher Anteil seiner Gesamtkapazität dafür zweckgebunden werden, daß für die anderen Studiengänge nur noch wenig Raum bleibt. Das ist für uns ein unakzeptabler weil auch *bedrohlicher* Zustand. Die Existenz lebensfähiger eigenständiger pädagogischer Studiengänge ist nämlich für die Pädagogik als Wissenschaft und für die Pädagogik in Oldenburg *unverzichtbar*. Und noch etwas kommt hinzu. Die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Pädagogik bemißt sich nicht nur an der Lehre. Sie betrifft in einem hohen Maße auch die wissenschaftliche pädagogische Forschung. Diese wird durch die hohen Belastungen der Lehrenden in unserem Fachbereich durch Lehre, Betreuung der Studierenden, mündliche und schriftliche Prüfungen so sehr strapaziert, daß das zu unzumutbaren Bela-

stungen und in der Folge zu zu engen zeitlichen Ressourcen für die Forschung führt.

Wolfgang Schulenberg hat vor genau 40 Jahren anlässlich des 65. Geburtstages seines akademischen Lehrers Erich Weniger darauf hingewiesen, daß die Lehrerausbildung wissenschaftlich sein muß und die Wissenschaftlichkeit der Pädagogik (damals an den Pädagogischen Hochschulen, heute an den Universitäten) nur durch wissenschaftliche Lehre und Forschung hergestellt werden kann.⁵ Das war in der Konsequenz ein deutliches Plädoyer für die Schaffung eigenständiger pädagogischer Studiengänge, weil *allein* durch die Lehrerausbildung diese notwendige Wissenschaftlichkeit nicht zu gewährleisten war und ist. Das bildete mit den Hintergrund für die Einführung der pädagogischen Diplomstudiengänge, für die Verstärkung der pädagogischen Forschung und für die Forderung nach einem breiten Fundament mit wissenschaftlichem Nachwuchs. Schulenberg forderte auch, „daß nicht nur dieses oder jenes Mitglied eines Lehrkörpers neben der Lehrtätigkeit gelegentlich Zeit und Kraft zu Forschungsarbeiten findet, vielmehr muß die Forschung konstitutiv zur Institution gehören“.⁶

Vor dem Hintergrund unserer konkreten Arbeitssituation: hohe Nachfrage nach den Lehramtsstudiengängen (durch die Abiturientinnen und Abiturienten und die Landesregierung) und den Diplomstudiengängen auf der einen Seite, (zu) knappe personale Ressourcen in unserem Fachbereich auf der anderen Seite, dürfen wir die Bildungspolitik, konkret den Staat und unsere eigene Universität, nicht aus ihrer Verantwortung entlassen, dafür Sorge zu tragen, daß wir durch eine entsprechende Ausstattung in die Lage versetzt werden, in der Lehre

5 Wolfgang Schulenberg: Über das Verhältnis zwischen Forschungsauftrag und Studienordnung der Pädagogischen Hochschulen. In: Westermanns Pädagogische Beiträge, 11. Jg. (1959), Heft 9. S. 363-368.

6 Ebd. S. 363.

und Forschung ein hohes Niveau sowohl in der Lehrerausbildung als auch in den eigenständigen pädagogischen Studiengängen zu halten. Wir sind sicher, daß die zur Zeit stattfindende Evaluation unseres Faches im sog. Nordverbund (gemeinsam mit den Universitäten Rostock, Kiel, Hamburg und Bremen) dieses Problem als *hoch lösungsbedürftig* erkennen wird. Hier müssen der Fachbereich 1 und die Universitätsleitung gemeinsam nach Wegen suchen, wie Entlastung und zukunftsweisende Profilbildung zu sichern sind.

*

Meine sehr verehrten Damen und Herren. Lassen Sie mich den Bogen zum eigentlichen Anlaß unserer akademischen Feier zurückschlagen. Der Fachbereich 1 Pädagogik ist davon überzeugt, daß der Bildungspolitiker Joist Grolle – wäre er heute noch in dieser Funktion tätig – nicht im Verdacht stünde, sich um die „Alimentenzahlung“ des ungeliebten Kindes Hochschule drücken zu wollen. Professor von Maydell wird in seiner Laudatio näher darauf eingehen, was uns dazu bewogen hat, diese für unseren Fachbereich hohe Ehre eines Doctor honoris causa an Joist Grolle zu verleihen. Ohne der Laudatio vorgreifen zu wollen, darf ich als Dekan des Fachbereiches 1 Pädagogik aber hier schon sagen: Wir ehren Joist Grolle für sein Wirken in der Wissenschaft, in der Bildungs- und in der Kulturpolitik. Dieses Wirken ist bestimmt worden von einer Bildungsidee, die sich an den Gedanken der Aufklärung und an der Entfaltung des Individuums orientiert. Grolles Vorstellungen von Bildung, Erziehung, Pädagogik und Schule stehen in einer engen Beziehung zu der empirischen, historischen und vergleichenden Bildungsforschung, die in der Kontinuität der Arbeiten von Wolfgang Schulenberg und Hans-Dietrich Raapke an unserem Fachbereich einen wichtigen Platz haben. Professor Dr. André Wolter, Gutachter in diesem Ehrenpromotionsverfahren und ehemaliger Student von Joist Grolle, hat in seiner Empfehlung für den Fachbereich 1, Professor Dr. Joist Grolle die Ehrendoktorwürde zu verleihen, geschrieben, daß

mit diesem eine ebenso streitbare wie glaubwürdige Person geehrt wird, „die durch das Medium der Sprache, das gesprochene wie das geschriebene Wort, überzeugend gewirkt hat. Grolles öffentliche Stellungnahmen und wissenschaftliche Studien verbinden sich zu einer politischen Didaktik der Aufklärung, in der Geschichtsbewußtsein, humanistische Orientierung, rechtsstaatliche Liberalität (...) die wichtigsten bildungstheoretischen Maximen darstellen“.

Dem ist nichts hinzuzufügen.

JOST VON MAYDELL

Laudatio auf den Ehrendoktor Joist Grolle

Verehrter, lieber Joist Grolle,
liebe, verehrte Frau Grolle,
meine Damen, meine Herren.

Joist Grolle, eingeladen, in Hamburg in eine Ausstellung über Lichtwark und die Lichtwarkschule einzuführen, beginnt seine Einführung wie folgt:

„... es liege doch auf der Hand, daß die Schule, um die es hier geht, Ihnen allen – oder doch den meisten von Ihnen – so gut vertraut ist, daß es einer Einführung gar nicht bedarf. Jedenfalls dann nicht bedarf, wenn die Einführung auf eine Laudatio hinausläuft, die alles das bestätigt, was Sie ohnehin wissen und in Ihrer Erinnerung hochhalten.“

Ich habe diese Sätze zitiert, weil sie m.E. typisch sind für Joist Grolles öffentliches Reden. Sie sind typisch für die Art und Weise, in der er eine ihm angetragene Rolle, außerhalb des rituell Gewohnten, uminterpretiert und füllt. Ich habe diese Sätze aber auch zitiert, weil sie meine eigene Situation spiegeln. Sie müssen nur die Namen 'Lichtwark' und 'Grolle' austauschen. Denn Joist Grolle, um den es heute geht, ist Ihnen allen – oder doch den meisten von Ihnen – so gut vertraut, daß es einer Einführung gar nicht bedarf, jedenfalls dann nicht bedarf, wenn die Einführung auf eine Laudatio hinausläuft, die alles das bestätigt, was Sie ohnehin wissen und in Ihrer Erinnerung hochhalten.

Ich möchte Ihnen nicht vorenthalten, wie Joist Grolle seine Aufgabe, dennoch in die Lichtwark-Ausstellung einzuführen, für sich definiert hat. Ich zitiere noch einmal:

„Bei dieser Lage halte ich es für besser, auf die Rolle des Laudators zu verzichten. Ich besinne mich statt dessen auf eine der vornehmsten Aufgaben meines Historikerberufes: die Aufgabe, Legenden zu zerstören.“

Und Grolle fügte hinzu:

„... Dabei weiß ich doch: Legenden enthalten häufig eine Wahrheit und nicht nur das: Legenden können eine wichtige Lebenshilfe sein. In einem Gemeinwesen gehören sie geradezu zu den unerläßlichen Legitimationshilfen.“

Ich habe, anders als Joist Grolle, nicht die Möglichkeit, auf die Rolle des Laudators zu verzichten. Ich werde mich aber bemühen, mit Legenden über oder um ihn behutsam umzugehen. Zweifellos existieren sie, und ebenso zweifellos ist die Gefahr der Legendenbildung oder die der Legendenverbreitung in einer Laudatio naheliegend.

Joist Grolles Satz, es sei eine der „vornehmsten Aufgaben“ eines Historikers, Legenden zu zerstören, ist mir bei meinen Vorüberlegungen für meinen heutigen Beitrag nicht aus dem Kopf gegangen, obwohl ich zweifelte, ob er in eine Laudatio paßt. Er formuliert aber programmatisch das aufklärerische Interesse, das Joist Grolles historische Forschungen, ich möchte sagen, von Anfang an durchzieht. Er erklärt zugleich, warum auch ein pädagogischer Fachbereich ihn zu seinem Ehrendoktor machen, ihn damit ja auch ein Stück weit kooperieren will. Beides möchte ich versuchen zu erklären.

„Von Anfang an“, damit meine ich, Joist Grolle hat bereits vor seinem Geschichts-Studium (in Göttingen) begonnen, Legenden zu zerstören. Ein Beispiel dafür aus dem Unterricht im Fach Gegenwartsgeschichte an der Oberschule der Deutschen Einheitsschule in Jena. Als Schüler hat Grolle damals die von seinem Lehrer weitergegebene Legende, es habe eine Geschichte des KZ Buchenwald nach dem 8. Mai 1945, dem Tag der Befreiung, nicht gegeben, historisch – man könnte auch

sagen: empirisch – aufgeklärt und damit „zerstört“. Die Quellen seiner Recherche bildeten Protokolle des Thüringer Landtags, die ihm im Hause seines Großvaters Schomerus zugänglich waren. Dieser Großvater Schomerus gehörte dem Thüringer Landtag bereits vor 1933 als Liberaler an, und er war nach 1945 wieder Abgeordneter der LDP, bis er zum zweiten Male – gezwungenermaßen – sein Abgeordnetenmandat abgab. Dieser Großvater hat Joist Grolle geprägt. Zugleich ist anzumerken, daß Joist Grolle dabei bereits als Schüler die Risiken erfahren hat, die das Zerstören von Legenden zur Folge haben kann. Das Zerstören dieser (DDR-)Legende hat ihn beinahe das Abitur gekostet.

Aber: eine Würdigung der historischen Forschungen Grolles, so sehr sie dies lohnen, ist nicht mein Thema. Die Entscheidung des Fachbereiches 1 Pädagogik, Joist Grolle auszuzeichnen, bezieht sich primär auf die Jahre, die Joist Grolle selber seine „politischen Jahre“ genannt hat, also die Jahre zwischen 1970 und 1987, in denen er

- SPD-Abgeordneter des Niedersächsischen Landtags war (von 1970 bis 1972). Zu seiner Kandidatur, die er selber damals eher für einen Ausflug in die Politik von wenigen Wochen hielt, wurde er von 'seinen' Oldenburger Studenten der damaligen Abteilung-Oldenburg der Pädagogischen Hochschule-Niedersachsen motiviert.
- Nur zwei Jahre später übernahm er das neugeschaffene Amt des Staatssekretärs für Hochschulfragen im Niedersächsischen Kultusministerium unter dem Minister Peter von Oertzen (bis 1974).
- Nach der Landtagswahl des Jahres 1974 wurde er Wissenschaftsminister in der Regierung Kubel – bis zum Regierungswechsel des Jahres 1976.
- Nach einer zweijährigen Rückkehr an die inzwischen errichtete Universität Oldenburg, auf seinen Lehrstuhl für Geschichte und ihre Didaktik, wurde er 1978 in das Amt des Senators für Schule und Berufsbildung der Freien und Han-

sestadt Hamburg berufen, das er neun Jahre innehatte und aus dem er ausschied, um die Besetzung dieses Amtes mit einer Senatorin zu ermöglichen).

Die Wahrnehmung gerade dieses Amtes des Schulsenators hat das Bild des Politikers Joist Grolle geprägt – über die Grenzen Hamburgs hinaus. Sie war auch letztlich der Ausgangspunkt für die Entscheidung des Fachbereiches Pädagogik, Joist Grolle auszuzeichnen. Dabei geht es dem Fachbereich weniger um eine Würdigung einzelner schulpolitischer Entscheidungen aus dieser Zeit, sondern um einen bestimmten Aspekt seiner Amtsführung. Im Kern geht es um die Reden, die Joist Grolle als Schulsenator zu schulpolitischen, zu bildungsgeschichtlichen oder zu pädagogischen Themen gehalten hat. Um diesen Aspekt seiner Amtsführung zu veranschaulichen, zitiere ich aus einem Brief, den das Kollegium der *Julius Leber-Schule* Joist Grolle nach seinem Ausscheiden aus dem Amt des Schulsenators geschrieben hat.

„Lieber Herr Grolle!

So wie viele von uns in den vergangenen Jahren Petitionen oder Proteste an den Schulsenator zu richten sich verpflichtet fühlten, haben die Unterzeichner heute das Bedürfnis, Ihnen einen Dankbrief zu schreiben.

Sie haben in der Öffentlichkeit unsere Arbeit verteidigt, Sie sind für die Gesamtschule eingetreten, Sie waren in dem Streit um das Abitur ... standhaft. Sie haben uns die Pavillons in unserer Schule erhalten. Dies alles ist uns wichtig, trifft aber nicht den Kern unserer Empfindungen in dem Augenblick, da Sie das Amt verlassen.

Am meisten vermissen werden wir Ihren spezifischen Umgang mit dem geschriebenen und gesprochenen Wort. ... Wenn Sie redeten, hatten Sie etwas zu sagen. ... Viele von uns haben von Ihnen gelernt, wie mit den Mitteln der Sprache, der Kraft des Arguments und dem Willen zur Erinnerung öffentliches Bewußtsein und politische Wirklichkeit

verändert werden können. Sie haben damit einen Beitrag zur politischen Kultur in unserer Stadt geleistet.

Die geschichtliche Dimension Ihres Argumentierens, Ihre Suche nach verschütteten Traditionslinien in pädagogischen, künstlerischen und politischen Bereichen war beispielhaft ... Wie Sie lebende und getötete Opfer des Nationalsozialismus vom Vergessenwerden zu bewahren suchten, machte vieles gut, was zuvor versäumt worden war. Sie haben eine Vorstellung von Schule, Bildung und Erziehung vertreten, die uns herausforderte ...

Viele von uns ... sind überzeugt, daß Sie Maßstäbe gesetzt haben, ... alle wollen wir Ihnen Dank sagen für die Art und Weise, in der Sie Ihr Amt geführt haben. ...“

Die skeptische Frage, ob das politische Amt mit dem aufklärerischen Anspruch des Historikers zusammenpasse, läßt sich beantworten. Es paßt zusammen, wenn der Inhaber des Amtes Joist Grolle heißt. Andrä Wolter – er gehört zu den Studenten, die bei Joist Grolle in Oldenburg studiert haben; heute ist er Professor in Dresden – hat ihn einen „Intellektuellen im öffentlichen Amt“, im ursprünglichen Sinne dieses Begriffes, genannt.

Sein Aufdecken verschütteter reformpädagogischer Traditionen war nicht nur ein „Akt der historischen Rehabilitation“ Hamburger Schulreformer – von Anton Rée etwa, um nur einen Namen zu nennen. Rée war Lehrer an der 'Israelitischen Freischule von 1815,' einer jüdischen Armenschule in Hamburg und 'Vater der Schule für Alle', der Hamburger Volksschule.

„... Die Nazis (hatten) 1933 den Namen Anton Rée aus dem Gedächtnis der Hamburger zu löschen gesucht. Sein Portraitrelief im Rathaus war zerstört, eine Schule seines Namens ... geschlossen worden. Getilgt werden sollte damit das Andenken an einen Hamburger Juden, der während und nach der 48er Revolution in der Hansestadt eine herausragende Rolle als Parlamentarier und Schulreformer gespielt hatte.“

Wie gesagt, der Name Rée ist einer von vielen, die Joist Grolle in das öffentliche und damit in das pädagogische Bewußtsein zurückgeholt hat. Er hat beigetragen zur Rückgewinnung der historischen Dimension der Schulreformdebatte der 60er und 70er Jahre in der Bundesrepublik. Denn diese wurde weitgehend „... ohne Kenntnis ihrer eigenen Geschichte betrieben ...“, so einer der es wissen mußte, Ludwig von Friedeburg.

Als Schulsenator hat Joist Grolle den Dialog zwischen Politik und Pädagogik gefördert und pädagogisches Denken für die Schulreformdebatte fruchtbar gemacht. (Auch wenn er, wie es mein Eindruck ist, diesen Dialog über weite Strecken mit sich selber führen mußte.) Dies Verdienst ist es, das der Fachbereich Pädagogik herausstellen und auszeichnen möchte.

*

Hier könnte meine Laudatio enden. Ich möchte aber doch Bezug nehmen auf den 25. Geburtstag der Universität und auf das besondere Verhältnis Joist Grolles zu unserer, seiner früheren Universität. Er war an der Universität Oldenburg nicht nur selber Professor, er war in der Niedersächsischen Landesregierung verantwortlich für den Aufbau der Universität, und er hat mit der Universität den – wie er selbst es gesagt hat – „quälendsten Konflikt“ seiner politischen Jahre ausgefochten.

Kein Bericht zum 25jährigen Bestehen der Universität, der nicht Bezug nimmt auf den Konflikt um die Namensgebung. Das spiegelt seine Bedeutung für die Geschichte der Universität, ist Bestandteil ihrer „Legende“. Dieser Konflikt hatte und hat Auswirkungen auf Lehre und Forschung – ich nenne stellvertretend die Ossietzky- ebenso wie die Tucholsky-Forschung – und für das Selbstverständnis der Universität. Sie reichen über Oldenburg vermutlich hinaus.

Die Auswirkungen, die uns heute zur Selbstverständlichkeit geworden sind, lassen die Auseinandersetzungen der 70er Jahre um Carl von Ossietzky als Namensgeber der Oldenburger Uni-

versität nur schwer nachvollziehbar erscheinen. Sie verstellen den Blick auf die Vorgeschichte und „innere Logik“ der damaligen Kontroverse. (Einen Hinweis zum politischen Klima dieser Jahre, aus dem heraus allein dieser Konflikt zu verstehen ist, lieferte kürzlich die NWZ mit der Notiz, daß sich am 6. Mai 1999 ja auch der Rücktritt Willy Brandts vom Amt des Bundeskanzlers zum 25. Mal gejährt hat.)

Die Geschichte dieser Auseinandersetzung ist vielen von uns noch präsent. Wir übersehen aber häufig, daß zur Geschichte des Konflikts auch seine Aufarbeitung, seine Aufklärung in den 80er Jahren gehört. Sie war eine der Voraussetzungen für seine konstruktive Lösung. Zu ihr hat Joist Grolle wie kein zweiter beigetragen. Das ist nachzulesen in seinem Aufsatz „Erinnerungsarbeit zu Ossietzky“.

Es schmälert nicht die Bedeutung der Erinnerung an die Konflikte um Namensgebung und Berufsverbote, darauf hinzuweisen, daß die Erinnerung an diese Konflikte zugleich den Blick darauf verstellt, daß zur selben Zeit, während nur weniger Jahre, die Fundamente gelegt wurden für die Entwicklung der Universität bis heute.

- So definierte u.a. das sog. Vorschaltgesetz und das Universitäts-Organisationsgesetz den juristischen Rahmen für die Gründung und für die innere Struktur der Universität.
- Die vollständige Integration der Pädagogischen Hochschule in die Universität und der Modellversuch zur Einphasigen Lehrerbildung sicherten und stabilisierten die Universität in ihrer Aufbauphase.
- Der Neubau des damals sogenannten AVZ schaffte den Raum für die Universitätsentwicklung und schließlich und nicht zuletzt:
- Die Stellenzuweisungen dieser Jahre ermöglichten die Berufung oder Einstellung der Wissenschaftler und der Mitarbeiter im technischen und Verwaltungsdienst, deren Arbeit das Bild der Universität geprägt hat. Im Haushaltsjahr 1975

wurden den neugegründeten Universitäten in Oldenburg und Osnabrück jeweils mehr als 100 neue Stellen zugewiesen, während im selben Jahr ein Stellenstopp für die 'alten' niedersächsischen Universitäten galt.

Auch die niedersächsische Landesregierung dieser Jahre hat den – aus heutiger Sicht erstaunlich raschen – Universitätsaufbau ermöglicht. Joist Grolle war in jener Zeit verantwortlich für den Aufbau der neugegründeten Universitäten. Anzunehmen ist also, daß diese niedersächsische Politik damals nicht gegen seinen Willen gemacht worden ist. Seine besondere Verantwortung für diese Politik unterstreicht eine Quelle, auf die ich in meinen eigenen Unterlagen gestoßen bin, aus der ich abschließend zitieren möchte. Es handelt sich um einen offenen Brief der Konferenz der Hochschullehrer der Universität Oldenburg an den Bund Freiheit der Wissenschaft.

„Der Bund Freiheit der Wissenschaft hat gegen den Niedersächsischen Wissenschaftsminister Professor Dr. Joist Grolle eine Kampagne begonnen, die eine Zurückweisung in die Schranken der Sachlichkeit erfordert.

In einer am 1. Juli 1974 veröffentlichten Erklärung des Bundes Freiheit der Wissenschaft wird Professor Grolle vorgeworfen, er trage als bisheriger Staatssekretär im Niedersächsischen Kultusministerium und Autor des vom Bundesverfassungsgericht aufgehobenen Vorschaltgesetzes, ... in besonderem Maße auch Verantwortung für das schlechte Abschneiden der SPD bei der letzten Landtagswahl.“

Ich will auf die Einzelheiten dieser damaligen Debatte nicht eingehen, aber zweierlei anmerken: Der Brief an den Bund Freiheit der Wissenschaft ist von mir unterschrieben; ich war zu der Zeit Sprecher der Hochschullehrerkonferenz, die es bald danach nicht mehr gab. Der Entwurf für diesen Brief stammte von Wolfgang Schulenberg, er trägt gewissermaßen seine Handschrift. Und eine zweite Anmerkung will ich machen: Die vom Bund Freiheit der Wissenschaft behauptete

„besondere Verantwortung“ Grolles für das Abschneiden der SPD bei der Landtagswahl kann dahin gestellt bleiben. Für die „besondere Verantwortung“ Grolles für die niedersächsische Hochschulgesetzgebung und Hochschulpolitik dieser Jahre ist der Bund Freiheit der Wissenschaft sicherlich ein unverdächtigere Zeuge.

Der Fachbereich 1 Pädagogik ehrt durch die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. Joist Grolle dessen Verdienste um den Dialog zwischen Politik und Pädagogik. Er ehrt mit ihm zugleich einen der Gründerväter der Carl von Ossietzky Universität. Die zeitliche Nähe der heutigen Ehrung zum 25. Geburtstag der Universität ist also kein Zufall.

Ich möchte zum Schluß nicht verhehlen, daß der Fachbereich Pädagogik der Carl von Ossietzky Universität sich nicht nur freut, daß Joist Grolle diese Ehrung annimmt, der Fachbereich ist darauf auch stolz.

JOIST GROLLE

„Translatio Oldenburgensis“

Liebe Freunde.

Glücklicherweise war ich vorgewarnt. So hatte ich Zeit, meinen ersten Schrecken abzubauen und diesem Augenblick gefaßt ins Auge zu sehen. Es ist ein Augenblick, in dem Sie mich auszeichnen und zugleich in Verlegenheit setzen.

Ich nehme es als Geschenk, daß Sie meine Zugehörigkeit zu Ihnen, zur Carl von Ossietzky Universität, immer wieder, und diesmal auf eine so besonders ehrende Weise, erneuern. Immerhin ist es mehr als zwanzig Jahre her, daß ich Oldenburg verlassen und nach Hamburg gewechselt bin. Freundschaft über solche Distanz hinweg erneuert zu bekommen, welche größere Auszeichnung könnte ich mir wünschen?

Und die Verlegenheit? Ich weiß nur zu gut, daß Ihre Beziehung zu mir ganz so einfach nicht ist und nicht sein kann. Wenn ich es im Bilde sagen darf, es ist eine Freundschaft mit Narben.

Jedesmal, wenn Sie mir in den zurückliegenden zwanzig Jahren ein Forum geboten haben, als Gastredner oder als Autor einer Ihrer Publikationen, habe ich bei mir eine Befangenheit festgestellt. Ich habe sie dadurch aufzulösen gesucht, daß ich so ehrlich wie möglich die Probleme öffentlich memoriert habe, die in unserer Beziehung einmal schwierig waren. Ich nenne den Namensstreit um Ossietzky, ich nenne das Trauma Berufsverbote, ich nenne das Konflikthema Bildungsreform. Mir hat dies Erinnern geholfen, Ihnen hat es Splitter Ihrer Vergangenheit zurückgebracht.

Darf ich davon heute etwas abtragen? Natürlich bin ich mir bewußt, daß ich in dieser Stunde den akademischen Museen nicht den Ton verderben darf. Also bitte ich um Ihre Erlaubnis, eine Erinnerung abzuarbeiten, die neben einer ernsten auch eine heitere Seite hat.

Der Vorgang, um den es geht, führt zurück in das Jahr 1984. Die Oldenburger Neugründung beging ihr zehnjähriges Bestehen. An dem aus diesem Anlaß von Jürgen Lüthje herausgegebenen Band¹ hatte ich mich mit einem selbstkritischen Rückblick auf den Namensstreit beteiligt.²

Als Reaktion auf diesen Beitrag bekam ich einen sehr persönlichen Brief von Wolfgang Schulenberg. Ich muß dazu sagen, daß es in Oldenburg keinen Kollegen gab, der mir mehr bedeutet hätte. Ich habe ihn wegen seiner Analysefähigkeit, seiner Phantasie, seines Listenreichtums, seines Mutes, nicht zuletzt wegen seines Humors bewundert und geliebt. Und natürlich war es kein Zufall, daß uns eine gemeinsame Passion für die Romane des kryptischen Moralisten Joseph Conrad verband. Kurz, an Schulenbergs Urteil war mir gelegen wie an dem keines anderen.

Was nun den Brief an mich angeht, so beziehe ich mich hier ausschließlich auf einen Nebenaspekt, der Schulenberg allerdings wichtig genug war, ihn mit spitzer Feder anzusprechen. In meinem Text war mir ein Wort herausgerutscht, das ich besser unterdrückt hätte. Oldenburg, so meine damalige vorwitzige Bemerkung, sei ein Ort,

„wo seit eh und je eher Grünkohlkönige als Republikaner regieren“.

1 Vgl. J. Lüthje (Hg.): Universität Oldenburg. Entwicklung und Profil. Schriftenreihe der Universität Oldenburg, Oldenburg, 1984

2 Vgl. J. Grolle: Erinnerungsarbeit zu Ossietzky. In: ebd., S. 71-79

Dazu nun Schulenberg:

„Famos formuliert. Dennoch hat es mich gestört. Ich habe aus Erfahrung einen fast instinktiven Reflex zur Verteidigung der Oldenburger entwickelt (als gebürtiger Bremer!).“

Als Bremer nun wiederum witterte Schulenberg bei mir Hamburger Hochmut. Jedenfalls schreibt er nicht ohne Ironie:

„Natürlich ist Hamburg eine Weltstadt (und ich weiß das als gelernter Exportkaufmann auch einzuschätzen).“

Ich habe mich damals beeilt, gegenüber Schulenberg Abbitte zu tun. Aber die Historiker hat meine Reue nicht erreicht. In dem 1996 erschienen zweiten Band der Geschichte der Stadt Oldenburg³ ist mein Ausrutscher ohne Pardon für alle Zeit aufgespießt. Ich habe es wohl nicht besser verdient. Und was die Oldenburger angeht, die haben schon ganz anderen Spott abgeschüttelt.

Die Sache könnte auf sich beruhen. Wenn ich trotzdem auf sie zurückkomme, dann aus einem über den Anlaß hinausreichenden Grund. Es blitzt in meiner Fahrlässigkeit von damals etwas auf, was von allgemeinerer Natur ist: die Versuchung des Metropolis-Bewohners, alles was draußen in der weiten Ebene ist, zu verballhornen. Metropolis wird zum Kokon, jenseits dessen es nur Befremdliches, allenfalls Kurioses gibt. So entsteht jene hybride Perspektive, aus der heraus die „Provinz“ erfunden wird.

Es ist nicht damit getan, solches Vorurteil zu bedauern, ihm abzuschwören. Nein, man muß ihm auf den Grund gehen und mit der geschichtlichen Wirklichkeit konfrontieren. Eben deshalb habe ich mir als Bußleistung für heute auferlegt, die Probe auf's Exempel zu machen, indem ich Beziehungen zwi-

3 Vgl. Geschichte der Stadt Oldenburg, Bd. 2, 1830-1995, Oldenburg 1996.

schen Oldenburg und Hamburg rekapituliere, denen ich auf ganz verschiedenen Streifzügen begegnet bin.

Es gäbe vieles zu erzählen, mehr als diese Gelegenheit erlaubt. Ich greife nur drei Fallgeschichten heraus. Eine bezieht sich auf alte Zeiten, zwei gehören unserem Jahrhundert an. Allen ist gemeinsam: es geht in ihnen um Kunst und Künstler. Die Auswahl ist, ich gebe es zu, subjektiv, ja willkürlich. Aber wann, wenn nicht an diesem Tag, da Kür vor Pflicht gehen.

*

Die erste Geschichte ist zugleich die Initialgeschichte. Meine Frau und ich waren 1968 nach Oldenburg gekommen. Es mag Sie enttäuschen: Der erste Eindruck betraf nicht die 68er Studentenbewegung, sie kam in Oldenburg erst etwas später zum Zuge. Ein anderes Erlebnis war zuerst wichtiger: die neue Landschaft. Um sie in ihrer ungewohnten Weite aufzunehmen, sind wir damals Sonntag für Sonntag herausgefahren. Wir kamen dabei in die Kirchen Butjadingens, der Wesermarsch und des Jeverlandes und machten dort eine Entdeckung, auf die wir nicht gefaßt waren. In nicht weniger als einem Dutzend dieser Kirchen, ich nenne stellvertretend Rodenkirchen, Hohenkirchen und Varel, stießen wir auf Altäre und Kanzeln des frühen 17. Jahrhunderts, die von einer Phantasiekraft zeugen, die ihresgleichen sucht. Das Auge wird verblüfft durch metallische Lüsterfarben – ein schimmerndes Malachitgrün etwa oder ein leuchtendes Krapprot. Kontrapunktisch dazu tiefgefurchte Skulpturen, deren Kurvaturen sich serpentinförmig um die eigene Achse drehen. Körpersprache wie auf einer Ballettbühne. Sicher, manches davon ist dem Kenner des europäischen Manierismus vertraut, aber die zeitgenössischen Ausdrucksmittel sind hier auf eine so eigenwillige Weise gesteigert und zugleich spiritualisiert, daß man fast sprachlos davor steht. Alle diese Juwelen verdanken ihre Entstehung dem Bildhauer *Ludwig Münstermann*. Nach seiner Herkunft habe ich damals

nicht gefragt. Ich glaube, er ist mir wie ein vom Himmel gefallener Genius erschienen.

Zehn Jahre später – wir waren inzwischen nach Hamburg gezogen – stieß ich fast zufällig in einem alten Band der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte auf einen Aufsatz von Georg Sello mit dem Titel: „Des Hamburger Bildschnitzers Ludwig Münstermann Werke in Oldenburg“. Mittlerweile habe ich mich auch mit der jüngeren Forschung befaßt. In der Tat, es ist kein Zweifel, Münstermann gehörte von jungen Jahren an bis zu seinem Tod 1638 dem Hamburger Drechsleramt an. Seine Werkstatt hatte er in der noch jetzt existierenden Straße Kajen, direkt an einem Elbfleet, von wo aus er seine Werkstücke per Schiff transportieren konnte.

Erstaunlich: Abgesehen von zwei Fratzenkonsolen, die sich heute im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg befinden, wissen wir von keinem einzigen Werk Münstermanns, das für Hamburger Auftraggeber bestimmt war.

Hamburg bot Münstermann, zumal während des 30jährigen Krieges, einen sicheren, vor Turbulenzen geschützten Werkstattplatz. Doch seine künstlerischen Fähigkeiten wußte man eher andernorts zu schätzen. Soweit erkennbar fand er seine Besteller so gut wie ausschließlich im Oldenburger Land. In erster Linie waren es dortige kirchliche Gemeinden, aber auch Angehörige des Grafenhauses, die ihn mit Aufträgen eindeckten. Mit Fug kann man von einer Kunstlandschaft sprechen, in der landesherrliche und dörfliche Besteller miteinander in ihrem Gestaltungsanspruch wetteiferten. In Oldenburg war man kunstfreudig, obendrein zahlungskräftig (den Wohlstand verdankte man vor allem dem florierenden Ochsen- und Pferdehandel mit Amsterdam und Hamburg). Die Oldenburger hatten aber nicht nur Kunstverstand und Geld, sie brachten auch höchst eigene theologische Vorgaben ein. Am deutlichsten wird dies in der Tatsache, daß Münstermann in das Figurenprogramm der Altäre und Kanzeln neben den biblischen

Gestalten auch die frühchristlichen Kirchenväter aufzunehmen hatte. Neuere Forschungen deuten diese von der streng lutherischen Konvention abweichende Ikonographie dahin, daß man in Oldenburg den Dialog zwischen den Konfessionsparteien im Sinne der von Erasmus erhofften, später vor allem von den Theologen der Universität Helmstedt propagierten pax christiana offen halten wollte.

Festzuhalten ist: Münstermann hatte es mit Auftraggebern zu tun, die wußten, was sie wollten. Von einem Kulturgefälle Metropole – Provinz kann keine Rede sein. Eher läßt sich von einem Beziehungsgeflecht mit Gebenden und Nehmenden auf beiden Seiten sprechen.

Wie sehr man sich in Oldenburg der eigenen Kulturleistung bewußt war, zeigt auf das Schönste eine im Todesjahr Münstermanns durchgeführte Visitation in Rodenkirchen. Erst einige Jahre zuvor hatte der Künstler dort die Kirche St. Matthäus mit einem lichtdurchwirkt inszenierten Altar und einer figurenreichen Kanzel ausgestattet. Es ist, als ob die Kunst Münstermanns den Visitatoren die Zunge gelöst habe. Ganz so, wie es die Figuren der fünf Sinne am Kanzelaufgang – Auditus, Tactus, Odoratus, Gustus, Visus – nahelegen, zeugt die Sprache des Visitationsberichtes von geradezu sinnlich spürbarer Ergriffenheit:

„Es ist zu verwundern, und muß einem rechten Christen das Herz vor Freude weinen, wenn man diese betrübten Zeiten und den großen Bedruck der armen Landleute in dieser ruchlosen und letzten Grundsuppe der Welt bedenket, und gleichwohl dabei siehet, daß dennoch Gott zu ehren, dem Teufel und allen Feinden des Kreuzes Christi zu Trotze, den armen Zuhörern zu äußerlicher Erweckung der innerlichen Andacht, und den umliegenden benachbarten Landen zur Verwunderung und exemplarischen Nachfolge, die Gotteshäuser in diesem geringen Watt- und Butjadingerland, welches doch seinen steten Feind – andere Anfälle zu ge-

schweigen – am Wasser hat, solcher Gestalt und in so gutem Stande erfunden werden.“

Ich schäme mich nicht zu gestehen, auch mir ist es so gegangen: „Das Herz weint vor Freude.“

*

Nun ein Sprung in das gegenwärtige Jahrhundert. In unseren letzten Oldenburger Jahren haben wir, meine Frau, ich und die Kinder im Dobbenviertel gewohnt. Zu meinen ersten Initiativen als Ratsherr gehörte damals, dem Protest einer im Dobbenviertel gegründeten Bürgerinitiative gegen die bauliche Expansion des Verwaltungspräsidiums zum Erfolg zu verhelfen. Vielleicht hat mich das stimuliert, nun auch der Vergangenheit unserer engeren Wohnumgebung nachzugehen. Ich stieß dabei auf die Oldenburger Gewerbe- und Kunstausstellung, die 1905 auf dem noch unbebauten Gelände zwischen den beiden Dobbenteichen stattfand, dort wo heute der Sitz der Bezirksregierung ist. Die Ausstellung wurde seinerzeit vor allem deshalb zu einer Attraktion, weil man den künstlerisch ehrgeizigen *Peter Behrens* von der Kunstgewerbeschule in Düsseldorf für den Entwurf der Ausstellungsbauten gewonnen hatte. Behrens, wenige Jahre später berühmt geworden als Architekt der AEG-Turbinenhalle in Berlin-Moabit, war 1905 keineswegs bereits allgemein anerkannt. Die Oldenburger bewiesen also durchaus Risikofreude, als sie dem noch Umstrittenen das architektonische Gesicht ihrer Landesausstellung anvertrauten. Sein über die eigenen Anfänge hinausweisendes Programm: Weg von den floralen Formen des Jugendstils, hin zu streng gefaßten klassischen Linien. Erst das weit über die Stadt hinausreichende positive Echo hat das eingegangene Wagnis gerechtfertigt.

Zum Zeugen des Erfolgs wurde ein prominenter Kunstkenner, der Direktor der Hamburger Kunsthalle Alfred Lichtwark. In zwei Briefen berichtet er nach Hamburg, schwankend zwi-

schen schulterklopfender Anerkennung, Neid und geschmeichelten Gefühlen eines Bürgers bei Hofe:

„10. Juni 1905. Es ist mir nun doch sehr lieb, daß ich zur Eröffnungsfeier herübergekommen bin, denn ich hätte mich in diesem Sommer schwerlich zur Fahrt entschlossen, dann wäre mir etwas sehr Schönes und Anregendes entgangen: Peter Behrens' Anlage des beherrschenden Mittelpunkts der Ausstellung. ... Ich hatte mir schon in den Morgenstunden, soviel ich vermochte, von der Ausstellung angesehen. Für Oldenburg ist es erstaunlich. Und daß man Peter Behrens für die Anlage der Kunstausstellung und des Festplatzes berufen hat, zeugt von sehr viel Mut und Tatkraft.“

„11. Juni 1905. ... Die Hamburger hätten auf dieser Ausstellung besser vertreten sein können. Ich wollte, sie hätten einen Saal erbeten und mit guter Wahl gefüllt. ... Die Eröffnungsfeier vollzog sich sehr würdig. Aus Bremen waren Bürgermeister Pauli und Bürgermeister Barckhausen gekommen. Die Hoftafel und der Cercle dehnten sich bis gegen zehn Uhr aus. Ich hatte den Eindruck, daß es als eine Freundlichkeit empfunden wurde, daß auch ein Hamburger gekommen war. Der Hofmarschall sagte es mir ausdrücklich, der Großherzog und die Großherzogin waren die Liebenswürdigkeit selbst.“

Die Eloge auf Peter Behrens liest sich noch mit anderen Augen, wenn man weiß, daß der Gerühmte ein geborener Hamburger war, aber in seiner Vaterstadt – mit der marginalen Ausnahme einiger Beamtsiedlungshäuser – nie einen Auftrag bekommen hat. In Hamburg hielt man, wenn es um Architektur ging, auf „Gediegenes“ – kein sonderlich günstiger Platz für Avantgardisten.

„Kulturgefälle“? – Ich lasse die Frage besser unbeantwortet.

*

Der Bildhauer Ludwig Münstermann, der Architekt Peter Behrens, sie sind mir in Oldenburg postum entgegengetreten.

Anders mein dritter Kronzeuge, der Maler *Franz Radziwill*. Er ist mir noch zu seinen Lebzeiten begegnet, zuerst im Oldenburger Schloß bei der Ausstellung zu seinem 80. Geburtstag, dann wiederholt in seinem Haus in Dangast.

Wie es sich manchmal fügt, die persönliche Begegnung ist zu einem Anstoß mit Folgen geworden. Noch im selben Jahr habe ich damals zusammen mit anderen dahin gewirkt, dem Werk Radziwills in Oldenburg einen bleibenden Ort zu schaffen. Es gelang, das seit langem zweckentfremdete „Augusteum“ wieder seiner ursprünglichen künstlerischen Bestimmung zuzuführen und damit zugleich angemessene Räume für eine Radziwill-Sammlung zu gewinnen. Zu den ohnehin in öffentlichem Besitz befindlichen Gemälden stellten Radziwill und sein wichtigster Oldenburger Sammler Georg Düser mehr als dreißig Bilder zur Verfügung. Fast über Nacht war ein Forum für eine „Galerie des 20. Jahrhunderts“ entstanden, in deren Mittelpunkt Franz Radziwill stand und bis heute steht.

Mit dem Eröffnungsakt wurde bekräftigt, was ohnehin feststand: Radziwill ist ein Oldenburger Maler. Geboren war er in Strohausen in der Oldenburger Wesermarsch, seine Lebens- und Arbeitsstätte als Künstler war von 1921 bis zu seinem Tode 1983 das zum Oldenburger Land gehörende Dangast. Ausgestellt wurde er in der Stadt Oldenburg selbst zum ersten Mal 1922, zusammen mit Schmidt-Rottluff und Heckel. Das erste Bild Radziwills, das in eine öffentliche Sammlung Aufnahme fand, hing seit 1923 im Landesmuseum Oldenburg. 1925 veranstaltete die Oldenburgische „Vereinigung für junge Kunst“ im Augusteum die erste Ausstellung, die ausschließlich Radziwill gewidmet war. Von 1946 bis 1982 fanden in Oldenburg nicht weniger als fünf Retrospektiven statt, die das Gesamtwerk des Malers vorstellten, von seinen frühen expressionistischen Arbeiten bis zu den Bildern, die der „Neuen Sachlichkeit“ und dem sogenannten „Magischen Realismus“ zugerechnet werden.

Wer wollte bei solcher Bilanz den Oldenburgern Radziwill streitig machen? Und doch gibt es Zeugnisse vom Maler selbst, die zeigen, daß die lokale Vereinnahmung ihre Probleme hat. Am 20. August 1921 trägt sich der damals 26jährige in das Gästebuch des Dangaster Kurhauses ein als „Maler aus Hamburg“. 1955, auf der Höhe seines Lebens, schreibt er einem befreundeten Buchhändler: „Hamburg ist doch die Stadt meines Aufstiegs als Maler.“

Zur Erklärung wenige Daten: Bereits mehrere Jahre, bevor Radziwill in der Oldenburger Kunstwelt eingeführt wurde, hatte er von Bremen aus Kontakte zu dem Hamburger Kunstsalon von Maria Kunde aufgenommen. 1917 stellte sie in Hamburg zum ersten Mal graphische Blätter von ihm aus. 1920 folgte eine Ausstellung in der Hamburger Galerie Peter Lüders. Dort lernte er den Kunstschriftsteller Wilhelm Niemeyer kennen, der in Hamburg von nun an sein wichtigster Promotor wurde. Die jahrzehntelange Freundschaft dokumentieren zahlreiche, heute im Besitz des Altonaer Museums befindliche Künstlerpostkarten. Niemeyer selbst gehörte zu den ersten, die von dem jungen Maler Bilder erwarben (darunter „Die Lampen“ von 1920; inzwischen in der Oldenburger Sammlung), auch vermittelte er in der Elbmetropole andere Käufer. Nicht zuletzt wurde hier Rosa Schapire, eine der besten Kennerinnen des deutschen Expressionismus, die später als Jüdin in die Emigration getrieben wurde, auf Radziwill aufmerksam und förderte ihn nach Kräften. – Dies alles war vorausgegangen, als sich Radziwill 1921 in Dangast als „Maler aus Hamburg“ eintrug. Kein Zufall ist denn auch, daß im Jahr darauf, als die Oldenburger zum ersten Mal im Lappan Bilder von Radziwill zu sehen bekamen, die Einführung ein Hamburger übernahm, der schon genannte Wilhelm Niemeyer.

Das großstädtische Hamburg, das entfernte Dangast samt Oldenburg – wie sinnvoll ist es, nach dem Gefälle zu fragen? Radziwill selbst schreibt 1922 an seinen Hamburger Freund Niemeyer höchst pragmatisch:

„Wie ich es jetzt mache, glaube ich, ist das Richtige: als Maler auf dem Lande zu leben und dann mal einige Wochen in die Stadt.“

Auch in seinem Werk wechseln die Motive: viel Landschaft und Wattenmeer, aber daneben immer wieder Fragmente der Stadt. Radziwill brauchte diese Spannung, noch sein letztes Bild „Der Teufel allein hat den Strick nicht erfunden“ zeugt davon.

An beiden Orten holte er sich seine Inspiration. Allerdings ist auch richtig: Hier wie dort lauert Borniertheit, jene Eigenschaft, die – wenn man von „Provinz“ spricht – unzulässig allein weit draußen lokalisiert wird. Seine Biographie seit 1933 macht unübersehbar: Die Borniertheit lauerte überall, in Hamburg, in Oldenburg, nicht zuletzt in Radziwill selbst. Am 1. Mai 1933 trat er in die NSDAP ein, im selben Jahr wurde er an der Düsseldorfer Akademie Nachfolger des entlassenen Paul Klee. Doch schon bald fand er sich in der Rolle des Geprellten wieder. In Hamburg wurde er von dem Kunsterzieher Walter Hansen als „Kulturbolschewist“ denunziert. In Oldenburg erhielt er Ausstellungsverbot, im Landesmuseum wurden zwei seiner Bilder zusammen mit den Werken anderer „Entarteter“ wie Heckel, Schmidt-Rottluff, Kirchner, Otto Mueller und Nolde konfisziert. Die Akademieprofessur wurde ihm 1935 wieder aberkannt.

Radziwill reagierte mit einem aus Kränkung und Anpassung gemischten Verhalten. Alten Freundschaften, die ihn hätten kompromittieren können, entzog er sich. Ernst Beyersdorff, Begründer der Oldenburgischen Vereinigung für junge Kunst, beklagte sich damals in einem Brief an Schmidt-Rottluff, daß Radziwill sich von ihm, seinem einstigen Förderer, distanzieren. Schmidt-Rottluffs Antwort:

„Ihre Enttäuschung über Radziwill tut mir leid – er ist halt so und kommt eines Tages wieder.“

Zu Anfang der zwanziger Jahre hatte Schmitt-Rottluff in einem Brief an Beyersdorff über Radziwill geurteilt:

„Er ist ein reiches Talent voll Einfalt und Tiefsinnigkeit, vielleicht ein zu viel ‚Sonntagskind‘.“

Beide Worte treffen es. Selbst Schmidt-Rottluffs Prognose „kommt eines Tages wieder“ hat sich bewahrheitet. Radziwill ist wieder gekommen. Und das nicht nur im Verhältnis zu Beyersdorff, der dem Maler 1946 namens des Oldenburger Kunstvereins die erste Nachkriegsausstellung im Schloß ausrichtete. Auch in der großen Kunstwelt gewann Radziwill Rang und Ansehen zurück. Mit Recht, wie ich glaube. Was immer in seinem Leben verquer steht, seine Bilder haben ihre eigene Wahrheit. Sie nehmen den Zeitgeist auf und lassen ihn zugleich hinter sich, sie bezeugen ein in die Realität eingelassenes Utopia, das ihn und seine Zeit überdauert.

In den öffentlichen Sammlungen ist sein Werk inzwischen repräsentativ vertreten, am schönsten in Oldenburg, natürlich in Hamburg, aber auch in vielen anderen Museen von Berlin bis Essen, von Emden und Schloß Gottorf bis München, ja bis Mailand.

*

Radziwills Verortung ist ein Lehrstück dafür, daß einfache Formeln nichts taugen. Das Deutungsmuster Metropole – Provinz trägt nicht. Nein, unsere Landschaft ist komplizierter. Sie läßt sich nicht als ein Gebilde begreifen, das um einen oder wenige Punkte zentriert ist. Eher könnte man sie als einen Flickenteppich beschreiben, zusammengesetzt aus Teilen von ganz verschiedener Textur und Farbe.

Aber ist diese variantenreiche Regionalität nicht doch von gestern, ein Muster ohne Zukunft? Ich frage nicht ohne Grund. Als in Berlin die Mauer gefallen war, da erschien wenige Wochen später in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ ein

Artikel mit der Überschrift „Warum wir keine Nation sind. Warum wir eine werden sollten.“ Verfasser des eindringlichen Plädoyers war kein geringerer als Karl Heinz Bohrer, Kenner deutscher und französischer Literatur. Lange genug, so ist bei ihm zu lesen, habe das partikularisierte Deutschland und in seiner Nachfolge die Bundesrepublik alles Sinnen und Trachten aus der Provinz, diesem Reservat eines grotesken Minimalismus, gespeist. Von solcher Beschränktheit sei Abschied zu nehmen. Jetzt endlich habe der Deutsche die Chance, als freier Bürger einer freien Nation sich vom Krähwinkel- und Katzenjammergeist der Vergangenheit zu befreien und sich der Modernität zu öffnen.

Manches von dem, was Bohrer gedankenreich ausführt, ist beherzigenswert, so wenn er gegen fatale Gemütlichkeit, gegen Stillelegung ins Harmlose zu Felde zieht. Und doch ist seinen Grundaussagen in Sachen „Nation“ zu widersprechen. Kontradiktorisch zu seiner Artikelüberschrift möchte ich formulieren: „Warum wir eine vielgesichtige Nation sind. Warum wir eine Einheitsnation nicht werden sollten.“ Bohrer's Beispiele für die Misere des deutschen Provinzialismus lassen sich allesamt umkehren und als Beleg dafür anführen, in welchem konfliktträchtig-kreativen Zusammenhang Regionalität und kultureller Prozeß stehen. Heinrich von Kleist wird von Bohrer qualifiziert als „romantischer Kleinstädter“, der bei einem Parisaufenthalt im Jahre 1801 sich zurück in die Enge und Kleinheit der preußischen Provinz und ihrer Hauptstadt sehnt. Goethe wird ein „weltbürgerlich bedingter Zufall gegen Weimar“ genannt. E.T.A. Hoffmann und Richard Wagner werden als „Ideologen der Enge“ vorgestellt.

Bohrer hat seine Urteile mit der Freude des Polemikers auf die Spitze getrieben. Natürlich läßt sich die Beziehung von Kleist zu Berlin, von Goethe zu Weimar, von E.T.A. Hoffmann zu Bamberg, von Richard Wagner zu Bayreuth nicht mit dem immer wieder suggestiv eingesetzten Topos von der „machtgeschützten Innerlichkeit“ erschöpfen. In Wahrheit geht es um

Wechselbeziehungen, die widersprüchlicher, komplexer, inspirativer sind, als daß man sie mit Klischees erfassen könnte. Das trifft nicht nur für das 19. Jahrhundert zu. Man braucht im zeitgenössischen Bereich nur an Uwe Johnson, Hubert Fichte, Siegfried Lenz, Günter Grass oder auch an den Oldenburg ebenso wie Hamburg verbundenen Horst Janssen zu denken – sie alle sind kaum vorstellbar ohne die Provokation, die sie ihrer Region verdanken.

Wir haben, anders als Bohrer postuliert, keinen Grund, die Nation neu zu erfinden. Sie ist unter uns in tausend Facetten, als ein kompliziertes, aus unterschiedlichen Regionen und unterschiedlichen Motiven zusammengewachsenes Gebilde. Sie ist ein großer Klangkörper, wenn auch nicht notwendig immer ein symphonischer – das gilt unter altem wie neuem Horizont.

Unter neuem Horizont: Der Blick richtet sich auf ein Europa, das die Regionen in den Mittelpunkt seiner Strukturpolitik rückt. Die Zukunft, so verlautet in Brüssel wie in Straßburg, gehört dem „Europa der Regionen“.

So einladend solche Zukunftsvision ist, sie sollte nicht verstellen, daß Europa seit jeher zum Horizont der Regionen gehört. In Oldenburg läßt sich dies beispielhaft studieren. Ich erinnere an die Dänenzeit des 17. und 18. Jahrhunderts und die engen Beziehungen, die sich daraus sowohl nach Kopenhagen wie nach Petersburg ergaben. Ich erinnere an die Zeit der Französischen Revolution, als der Oldenburger Justizrat Gerhard Anton von Halem dem deutschen Lesepublikum ausführlich Bericht gab über seinen sechsmonatigen Aufenthalt im revolutionären Paris. Wenige Jahre später verfaßte er in drei Bänden die erste deutschsprachige Biographie des Zaren Peter der Große. Ich erinnere an die von Tischbein in Rom und Neapel zusammengetragene vorzügliche Sammlung italienischer Bilder, die bis heute den Grundstock der Gemäldegalerie im Oldenburger Schloß bildet. Ich erinnere an die zwanziger Jahre unseres Jahr-

hunderts, als der Spielplan des Oldenburgischen Landestheaters unter den Intendanten Renato Mordo und Hellmuth Götze mit dem Mut zum Experiment der europäischen Moderne geöffnet wurde. Schließlich die Nachkriegszeit: Nach zwölf Deutschland und Europa verwüstenden Jahren wurde neue, grenzüberschreitende Kommunikation hergestellt. Ich zähle die vielen, Ihnen besser als mir vertrauten Oldenburger Aktivitäten nicht auf. Gewissermaßen symbolisch nenne ich nur als eine der frühesten Initiativen „Die Brücke“, eine Einrichtung, die auf die britische Besatzungsmacht zurückging und 1956 von der Stadt als „Brücke der Nationen“ in eigene Regie übernommen wurde. Seither hat sich der Transfer von und nach Europa vervielfacht. In diesem Geben und Nehmen ist inzwischen einer der wichtigsten Umschlagplätze die Universität geworden.

*

Was ich erzählt habe, sind Partikel aus einer Geschichte, die den Titel „Translatio Oldenburgensis“ tragen könnte. Im Mittelalter war die Erzählung einer Translatio durchweg mit Wundergeschichten untermalt, so in der Translatio Sancti Alexandri, der das benachbarte Wildeshausen seinen Ruhm verdankt. Wenn ich auch von Wundern nicht zu berichten gehabt habe, so doch von Dingen, die, wie es in dem zitierten Visitationsprotokoll von 1638 heißt, „zur Verwunderung und exemplarischen Nachfolge“ Anlaß geben, ebenso allerdings zu Betrachtungen über die „ruchlose Grundsuppe der Welt“. Wer von solchen Dingen erzählt, tut sich schwer, zu einem Ende zu kommen.

Statt eines Schlußwortes: Mich läßt nicht los, was ich Oldenburg verdanke, was ich Ihnen verdanke.

Die Autoren

JOIST GROLLE (1932)

Professor (em.) für Geschichte und ihre Didaktik.

Staatssekretär im Niedersächsischen Kultusministerium; Niedersächsischer Minister für Wissenschaft und Kunst; Senator für Schule und Berufsbildung der Freien und Hansestadt Hamburg.

Ehrendoktor des Fachbereiches 1 Pädagogik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

JOST VON MAYDELL (1938)

Professor für Pädagogik mit dem Schwerpunkt schulische Sozialisation im Fachbereich 1 Pädagogik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Vize-Präsident der Universität von 1997 bis 1999.

WOLF-DIETER SCHOLZ (1941)

Professor für Pädagogik mit dem Schwerpunkt empirische Bildungsforschung im Fachbereich 1 Pädagogik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Dekan des Fachbereiches seit 1997.

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

Über die Lieferbarkeit der Ausgaben Nr. 1 bis Nr. 90 gibt das Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, Postfach 25 41, 26015 Oldenburg, Tel.: 0441/798-2261 Auskunft.

- Nr. 91** Kalimi, Isaac: Das Chronikbuch in der jüdischen Tradition von Daniel bis Spinoza. - 1997. - 74 S.
ISBN 3-8142-1091-3 DM 6,00
- Nr. 92** Pohlmann, Dietmar: Was haben Kirche und Christentum mit Bildung zu tun? - Vortrag zur Verleihung der Honorarprofessur. - 1997. - 26 S.
ISBN 3-8142-1092-1 DM 6,00
- Nr. 93** Wilson, Gail: Continuity and Change in Gender Relations in Advanced Old Age. - 1997. - 27 S.
ISBN 3-8142-1093-X DM 6,00
- Nr. 94** Lühje, Jürgen; Raapke, Hans-Dietrich: Wissenschaft und Bildung als Auftrag der Universität. - 1997. - 42 S.
ISBN 3-8142-1094-8 DM 6,00
- Nr. 95** Wolter, Andrä: Das deutsche Gymnasium zwischen Quantität und Qualität. - 1997. - 89 S.
ISBN 3-8142-1095-6 DM 6,00
- Nr. 96** Freire, Paulo: Ehrendoktor der Universität Oldenburg. - Ansprachen und Vorträge zur Verleihung der Ehrendoktorwürde. - 1997. - 58 S.
ISBN 3-8142-1096-4 DM 6,00
- Nr. 97** Lorber, Judith: The Variety of Feminisms and their Contribution to Gender Equality. - 1997. - S.45
ISBN 3-8142-1097-2 DM 6,00
- Nr. 98** Horn, Klaus-Peter: Professionalisierung und Disziplinbildung. Entwicklung und Perspektiven des Diplomstudienganges Erziehungswissenschaften. - 1997. - 40 S.
ISBN 3-8142-1098-0 DM 6,00
- Nr. 99** Haber, Wolfgang: Ökosystemforschung und Fachwissenschaft. Die Rolle der Fachwissenschaften für die Ökosystemforschung. - Thomas Höpner zum 60. Geburtstag. - 1998. - 24 S.
ISBN 3-8142-1099-9 DM 6,00
- Nr. 100** Daxner, Michael: Die Gute Universität. Eine nicht gehaltene Rede. - 1998. - 50 S.
ISBN 3-8142-1100-6 DM 6,00
- Nr. 101** Pleitner, Berit; Zariczny, Piotr: Deutsche und Polen. - Zwei Vorträge im Rahmen der Kooperation Oldenburg / Torun. - 1998. - 72 S.
ISBN 3-8142-1101-4 DM 6,00
- Nr. 102** Brusten, Manfred/Menzel, Birgit/Lautmann, Rüdiger: Devianz im Wandel. Helge Peters zum 60. Geburtstag. - 1998. - 63 S.
ISBN 3-8142-1102-2 DM 6,00
- Nr. 103** Jureit, Ulrike: Konstruktion und Sinn. Methodische Überlegungen zu biographischen Sinnkonstruktionen - 1998. - 31 S.
ISBN 3-8142-1103-0 DM 6,00

- Nr. 104** Kiper, Hanna: Feminismus und Bildungsbegriff. Eine kritische Auseinandersetzung. - 1999. - 49 S.
ISBN 3-8142-1104-9 DM 6,00
- Nr. 105** Lepenies, Wolf: Sozialwissenschaften und sozialer Wandel - Ein Erfahrungsbericht -. - 1999. - 51 S.
ISBN 3-8142-1105-7 DM 6,00
- Nr. 106** Horn, Klaus-Peter: Per aspera ad astra. Ausbildung und Arbeitsmarkt von Diplom-Pädagogen. - 1999. - 33 S.
ISBN 3-8142-1106-5 DM 6,00
- Nr. 107** Kocka, Jürgen: Historische Sozialwissenschaft. Auslaufmodell oder Zukunftsvision? - 1999. - 31 S.
ISBN 3-8142-1107-3 DM 6,00
- Nr. 108** Beekmann, Klaus. Das Deutschlandbild Armandos. - 1999. - 29 S.
ISBN 3-8142-1108-1 DM 6,00
- Nr. 109** Fetscher, Iring: Was ist und wem nützt Politikwissenschaft. - 1999. - 49 S.
ISBN 3-8142-1109-X DM 6,00
- Nr. 110** Spiegel, Erika/Ipsen, Detlev/Jessen, Johann: Stadtforschung. Drei Vorträge. - 1999. - 82 S.
ISBN 3-8142-1110-3 DM 6,00
- Nr. 111** Daxner, Michael/Grubitzsch, Siegfried: Reden aus Anlaß und Übernahme des Präsidentenamtes an der Universität Oldenburg
ISBN 3-8142-1111-1 DM 6,00
- Nr. 112** Freisel, Ludwig: Sekundarstufe II und Gymnasiale Oberstufe. Probleme und Perspektiven. - 1999. - 49 S.
ISBN 3-8142-1112-X DM 6,00
- Nr. 113** Meyer-Abich, Klaus M.: Ist der Mensch etwas Besonderes in der Gemeinschaft der Natur? Das kleine und das größere Selbst. - 1999. - 23 S.
ISBN 3-8142-1113-8 DM 3,00
- Nr. 114** Kalimi, Isaac: Bibel und Schriftauslegung im Judentum. Eine interpretations- und religionsgeschichtliche Studie. - 1999. - 52 S.
ISBN 3-8142-1114-6 DM 6,00
- Nr. 115** Dalos, György: Universität, Kultur und Menschenrechte. Festansprache zum 25-jährigen Bestehen der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. - 1999. - 19 S.
ISBN 3-8142-1115-4 DM 6,00
- Nr. 116** Grüttemeier, Ralf: Intentionalität als Kippfigur. - 1999. - 31 S.
ISBN 3-8142-1116-2 DM 6,00